

Rebecca Lutter

Von hellen und von
dunklen Tagen

Abschied von Pommern

LangenMüller

Für
Leonard, Bruno und Tamara

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.langen-mueller-verlag.de

© 2006 LangenMüller in der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München.
Alle Rechte vorbehalten.
Schutzumschlag: Wolfgang Heinkel
Schutzumschlagmotiv: Premium, Düsseldorf
Satz: Fels Ulrike
Gesetzt aus: 11,6 pt./13,8 pt. Adobe Garamond
Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 3-7844-3044-9

Der zweite Aufbruch

Stavenhagen in Mecklenburg. Ein trüber Januarmorgen. Der Bahnhof ist kalt und zugig wie alle Bahnhöfe. Alter, schmutziger Schnee überall.

Wir stehen am Gleis mit vielen anderen Flüchtlingen und erwarten den Güterzug, der uns nach Westen bringen soll.

Wir lassen alles zurück, was für uns bis dahin, wenn auch noch so klein und schäbig, ein Zuhause war. Wir fahren, wie man so sagt, »auf gut Glück« los, weil irgendwo im westlichen Deutschland zwei auf uns warten. Ob wir eine Wohnung, ob wir zu essen haben werden, wir wissen es nicht. Aber die beiden Väter, Günther und Gustav, unsere wichtigsten Menschen auf der Welt, sie warten. Und wir sind durch eine glückliche Fügung diesem Wintertransport zugeteilt worden.

Diesmal war es, auch wenn alles danach aussah, eigentlich keine richtige Flucht mehr. Man nannte es Familienzusammenführung. Die aus Schlesien, Ostpreußen und Pommern geflüchteten, verstreuten oder vertriebenen Menschen wurden an neuen Wohnplätzen angesiedelt und die durch Krieg und Flucht getrennten,

wenn möglich, wieder zusammengeführt. Es war eine Völkerwanderung nach der Katastrophe. Ein zerstörter Ameisenhaufen am Anfang einer neuen Ordnung.

Noch wurde die Frage nach der wahren Ursache von allem nicht gestellt. Die Not eines jeden Tages war zu groß, die Mühe, ihn zu überstehen, so erschöpfend, dass nichts darüber hinaus Gewicht hatte; nichts anderes drang ins Bewusstsein.

Das Alte, das, wo wir herkamen, ging immer mehr, immer endgültiger verloren, auch wenn die Flüchtlinge es noch nicht wahrhaben wollten. Aber die Frage, wann wir wohl wieder heimkehren würden, wurde nun seltener gestellt. Und nie mehr, das war gewiss, würde der Ameisenhaufen so geordnet sein wie noch vor einem Jahr.

Wie aber konnte die neue Orientierung aussehen? Das war für die meisten Menschen gar keine Frage: Da, wo Familien, wo Menschen sich vertrauensvoll zusammenfinden, da würde das Leben wieder anfangen.

Unser ›Glück‹, unsere einzige Möglichkeit wieder anzufangen, schien in Ostfriesland zu warten. Dorthin waren unsere Väter aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden, dort hatte sich auch eine aus alter Zeit befreundete Familie schon angesiedelt und Geschäftsverbindungen aus der Vorkriegszeit wieder aufgenommen. Ein Dorf in Ostfriesland mit dem umständlichen Namen ›Groß Charlottengroden‹ war der einzige Fleck auf der Welt, wo es in diesem eisigen Winter 1946 Hoffnung für uns gab. Dort wusste man von uns und wartete, dass wir kämen.

Unser Ziel war nicht aus der Welt. Es hatte einen Namen. Aber es zu erreichen, war außerordentlich schwierig, denn die Ameisenwege wurden gelenkt von den Ämtern, von Erlassen und Verfügungen der Militärregierungen in den verschiedenen Besatzungszonen des besiegten Deutschland. Man brauchte als Erstes eine Ausreisegenehmigung in den Westen, die aber gab es nur für einen Wohnungsnachweis in diesem Westen und den wiederum gab es nur für eine Ausreisegenehmigung aus dem Osten.

Wie wir aus dieser ›Amtsklemme‹ herausgekommen sind?

Auf jeden Fall haben gesunder Menschenverstand und ein Stück Räucherspeck mitgespielt und am Ende bewirkt, dass wir eine Nummer auf der Liste für den nächsten Umsiedlungstransport wurden.

Nun war es so weit! Unser Gepäck bestand aus neun Säcken und zwei kleineren Koffern, alles, was Plünderer übrig gelassen hatten. Die Säcke, aus Papierbindfäden glatt und stramm gewebt, waren nicht leicht zu tragen. Die Fingernägel brachen ab, wenn wir zufassen wollten. Was tun, wenn die glatten Ungetüme aus den hilflosen Händen in den Winterschmutz des Bahnsteiges rutschten?

Man stieß sie einfach mit den Füßen weiter. Sie mussten mit – egal wie! Sie enthielten schließlich alles nur irgendwie Brauchbare aus unserem Mecklenburger Haushalt. Jedes Stück würde in Ostfriesland nützlich sein, um ein neues Leben einzurichten. Zwei Würste

und ein Seite Räucherspeck, die von einem halben, den Russen gegen eine goldene Uhr abgehandelten Schwein noch übrig waren, steckten mitten zwischen Bettzeug und Kleidern tief in einem besonders gut gewebten Sack. Dieser Schatz, vermutlich die einzige Währung, für die noch etwas zu haben war in der Nachkriegswelt, musste gehütet werden.

Wir legten den kostbaren Sack sorgfältig zwischen die anderen und errichteten auf dem Bahnsteig eine Art Fort aus unserm Besitz. Auch die anderen bauten solche Festungen und alle umkreisten ihren letzten kümmerlichen Besitz voller Misstrauen gegen die Nachbarn.

Doch allmählich verlor sich die Fremdheit über dem langen Warten, denn es vergingen Stunden, ohne dass etwas geschah. Das Erzählen begann. Nichts als Vergangenes, gut und schlimm Vergangenes, wurde erzählt. Die Zukunft war nur eine bange Hoffnung und die Gegenwart, sie musste mit Glück, mit Mut und Phantasie bestanden werden.

Meine Mutter Johanna und Tante Eva hatten große Sorgen, was diese Gegenwart anging. Die vierjährige Karin war plötzlich krank geworden: Mundfäule mit hohem Fieber! Und so gewiss die Ämter nicht zulassen würden, dass ein krankes Kind mit auf den Transport ging, so entschlossen waren die beiden Frauen, dieses Kind mit den zu roten Backen und den fieberglänzenden Augen unter der Wollmütze mitzunehmen. Wir hatten diese eine Chance bekommen, sie durfte nicht verpasst werden!

Nur nicht auffallen, hieß also die Parole.

Noch drei Wochen zuvor war uns ›Seuchen- und Läusefreiheit‹ bescheinigt worden. Auf dem Papier waren wir gesund! Nur nicht hingucken, wenn die russischen Soldaten über den Bahnsteig liefen und die wartenden Menschen misstrauisch und gründlich musterten.

»Wenn ihr nicht hinguckt, werden sie euch auch nicht bemerken«, hatte Eva gesagt.

Wir machten steife Hälse und strengten uns furchtbar an, bloß da nicht hinzugucken, wo wir doch am allerliebsten hingeguckt hätten.

Das Kind mit den zu roten Backen lachte und spielte ein Weilchen mit den anderen, aber dann lag es wieder auf einem Sack, als wäre es todmüde. Kein Russe bemerkte es. Und wir hielten unsere Augen fest in eine andere Richtung, versuchten nur manchmal, mit dem Rücken zu gucken, was sie wohl hinter uns taten! Aber sie gingen, ohne stehen zu bleiben, vorüber.

Auch den ›Panzer‹ bemerkte niemand, als er plötzlich aus dem Saum von Ulrichs Bleylehose herausrutschte. Oh Schreck! Mutters breites, goldenes Verlobungsarmband, das uns immer an eine Panzerkette erinnert hatte, war aus seinem Versteck hervorgekrochen!

»Guck mal, der Panzer«, hatte Didak begeistert gerufen und auf Ulrichs Bein gezeigt. Aber Mutter hatte ›den Schmuckträger‹ blitzschnell an sich gezogen.

»Was Kinder sich alles einbilden können«, hatte sie kopfschüttelnd gerufen und zu den Nachbarn gewendet: »Also mein Kleinster hat wirklich eine blühende Phantasie.«

Die Nachbarn lachten, während Didak sich nachdrücklich verteidigte. Er hatte den Panzer doch wirklich gesehen!

»Ich glaube, du brauchst eine Wurststulle«, sagte Mutter schnell, obwohl sie eben noch erklärt hatte, dass es erst in zwei Stunden etwas zu essen gäbe, und beendete damit schamlos Didaks gerechte Empörung.

»Ich habe ihn ganz bestimmt gesehen«, flüsterte er noch einmal sehr vernehmlich; aber dann verstummte er über seiner Wurststulle und Mutter prüfte unauffällig, ob denn wenigstens die anderen Schmuckstücke, die den Russen entgangen waren, sicher in ihren Verstecken saßen.

Zwischen Hoffen und Verzweifeln-Wollen ging der Tag hin. Konnten wir dem Ausreise-Erlaubnisschein trauen? Wir waren eine Nummer. Würde sie helfen? Es gab ja kein Zurück mehr!

Der graue Januartag ging schon in Dämmerung über, als endlich eine Dampflok mit vielen leeren Güterwagen in den Bahnhof einfuhr. Ein hässlicher und zugleich – was für ein wunderbarer Zug! Wenn auch das Einsteigen ein sportliches Kunststück war. Die Großen zogen sich gegenseitig hoch, aber die Kleinen zappelten hilflos an der Wagenkante, während kleine und große Gepäckstücke über sie hinwegflogen. Was für ein Durcheinander aus Menschen, Säcken und Koffern!

»Passt auf die Kleinen auf! Ihr drückt sie noch tot«, rief jemand.

»Oh weh, wo ist die Stalllaterne geblieben? Wir brauchen doch irgendein Licht!«

Da stand unsere Mutter mitten im Chaos, in Großvaters altem Fahrpelz stand sie da – wie eine Bärin.

»So, jetzt macht ihr mal alle, was ich sage!«

Da wurden die Säcke zu einer Art Ecksofa an der Wand im Innern des Waggons aufgeschichtet und davor die beiden kleinen Koffer als Tisch neben dem Proviantkorb aufgestellt. Aus ihren tiefen Manteltaschen zog die Bärin einen Hammer und Nägel. Und im Handumdrehen hing die Stalllaterne an der Wand, noch ehe sie einer zertrampeln konnte, und neben ihr baumelten ein Handtuch und einige andere nützliche Dinge.

»Bei euch sieht's ja aus wie im Salonwagen zu Kaisers Zeiten«, meinte ein Bahnbeamter, der in all dem Durcheinander nach dem Rechten sehen wollte.

Es war längst dunkel geworden, und immer noch warteten wir auf das Abfahrtssignal. Wieder und wieder wurden die Waggontüren auf- und zugeschoben. Russen und Deutsche kontrollierten die Papiere, guckten herum, redeten unverständliches Zeug, und nichts geschah.

»Ich glaube nicht, dass wir jemals aus diesem Bahnhof herauskommen«, sagte Hanne. »Wahrscheinlich sind ihnen schon längst die Kohlen ausgegangen!«

»Oder es ist ein Spion entdeckt worden. Oder ein Russe hat sich irgendwo versteckt, um mit uns nach Westen zu fahren«, meinte Janne.

»Oder sie sitzen mit dem Lokführer im Bahnhof und trinken!«

»Oder sie haben einfach keine Lust, diesen Zug jetzt fahren zu lassen.«

Es wurde ein Spiel, sich immer neue Gründe auszu-denken, warum unser Zug nicht fahren konnte.

»Hört auf zu unken«, sagte Eva. »Singt lieber ein Lied.« Und weil das Singen schon immer unsere beste Medizin gewesen war, ob bei der Feldarbeit oder abends mit den Russen, um sie freundlich zu stimmen, sangen wir also los. Sangen gegen die Ungeduld und gegen die Kälte: »In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad ...«

Ob es da bei dem Mühlenrad wohl auch so kalt gewesen war? Ach nein, »ein kühler Grund«, der war bestimmt angenehm warm gegen einen Viehwagen im Winter.

Dann, in der letzten Strophe, wo es heißt, »Hör ich das Mühlrad gehen, ich weiß nicht, was ich will ...«, da, genau in diesem Augenblick, hörten wir noch etwas anderes. Ein Geräusch unter dem Waggonboden! Wir guckten uns an und sangen unbeirrt weiter, als würde der Zug sich noch einmal besinnen, wenn wir jetzt verstummten.

»Ich mö-höcht am lie-hiebsten ster-her-her-ben«, sangen wir hingebungsvoll, »dann wär's auf einmal still.« Und dachten an ganz etwas anderes als an Tod und Stille.

Der Zug fuhr!

Er zottelte.

Er war so langsam, dass man hätte abspringen können. Aber er hörte nicht auf zu rollen.

In der Nacht, in dem unbekanntem Land zwischen Wachen und Schlafen, kam die Erinnerung wieder an die andere Januarnacht vor einem Jahr; als wir im Lastwagen

der Soldaten saßen, als wir auf der Flucht aus Pommern nach Mecklenburg waren. Durch das Rütteln und Schütteln hörte ich wieder wie damals Nonnos Stimme:

»Hinter uns Nacht und vor uns Tag! – Daran musst du fest glauben.«

Wo er jetzt wohl war, mein Großvater, der Geschichtenerzähler?

Während ich so lag und grübelte und die Gedanken in der Nacht herumwanderten, näherte sich eine von seinen schönsten Geschichten.

In der Winterzeit, wenn die Dämmerung schon früh einfällt und das Leben sich mehr nach innen wendet, kann man manchmal Stimmen hören. Das war immer seine Überzeugung gewesen.

Von weit her beginnt etwas zu erzählen. Die Ohren hören feiner und die Augen scheinen mehr als sonst zu sehen. Eine Geschichte nimmt dich auf ...